



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

B., H.: Schweizer Reisebriefe. I.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

der Kirche, sie gehorchten ihren geistlichen Oberen; der Protestantismus erschien ihnen als eine bedauerliche Verirrung. Aber allerdings gingen ihre Bestrebungen darauf aus, die Religion mit dem Geiste der Zeit zu versöhnen. Fanatismus, priesterliche Herrschsucht und Anmaßung hielten sie für ein Unglück. Auf ihrer Fahne stand: Christliche Milde und Toleranz. Als Ideal schwebte ihnen ein Reich der Gottesfurcht, der Liebe und Duldung aller gegen alle vor. Klarheit und Entschiedenheit sucht man bei ihnen freilich vergebens. Ihre Ziele waren verschwommen und nebelhaft, und über die Mittel und Wege befanden sie sich vollkommen im Dunkeln. Was sie leitete, war mehr ein allgemeines Wohlwollen als bestimmte fest umschriebene Gedanken. Doch waren sie durchweg denkende und wissenschaftlich gebildete Männer, die mit der Zeit fortgeschritten und die sich nicht fürchteten, Meinungen und Ansichten, die von den ihrigen abwichen, kennen zu lernen.

Schweizer Reisebriefe.

I.

Auf zwei neuen Schienenwegen vermag der deutsche Tourist seit diesem Jahre von Basel aus in das Herz der Schweiz vorzudringen. Die erste dieser Bahnen nimmt den Reisenden im Centralbahnhof zu Basel in Empfang und führt ihn, unter Abschneidung des großen Umweges über Olten, direkt der Westschweiz zu bis Biel. Es ist die Jura-Bahn, die das bisher nur dem Postverkehr zugängliche Münsterthal dem Dampfroß erschlossen hat. Der Tourist, der seinen Wanderstab nach Bern oder den Urkantonen tragen will, mag kürzer über Olten fahren. Neuen wird ihn der Umweg über die Jura-Bahn keinesfalls. Keine andere Bahnlinie bringt auch nur annähernd in dem Maße wie diese die hohe Schönheit des innern Jura zur Geltung. Keine führt den Reisenden, der die Schweiz zum ersten Male betritt, so anziehend ein in die Eigenart des Gebirgscharakters des Landes. Einige Zeit wird es dauern, bis der große Touristenverkehr diese bisher abseits der Heerstraße gelegenen Thäler beachten und den ausgefahrenen Gleisen der Centralbahn den Rücken kehren wird, um das Auge den großartigen Landschaftsbildern zuzuwenden, die schon vor zweitausend Jahren des starren Römers Seele mit frommem Schauder erfüllten, wenn er auf kunstvoll gebahnter Heerstraße von Aventicum nach Augusta Rauracorum zog, unter grausig zerrissenen überhängenden Felsen hindurch, hart an den Abgründen entlang, in deren Tiefen die schäumende Birse tobt. Dagegen bedarf es auch keiner Sehergabe zu weissagen, daß, wenn erst einmal

die Reize dieser neuen Bahn bekannt sind, Tausende durch sie ihren Einzug in die innere Schweiz halten werden, auch wenn diese Linie längst den Reiz der Neuheit verloren hat.

An dem blutgetränkten Schlachtfelde von St. Jacob vorüber führt die Bahn, die Birs entlang, den Reisenden den blauen Höhen des Jura entgegen, durch immer engere Thäler. Auch die Birs, die bei Basel als leichtes fabriktreibendes Gewässer erscheint, nimmt immer mehr den Charakter eines reißenden, bei ruhigerem Laufe smaragdgrünen Gebirgswassers an. Nach kurzer Fahrt eilt der Zug durch einen Tunnel unter dem alten gut erhaltenen trotzigen Schloß Angenstein hindurch und überschreitet die Grenze des Kantons Bern. Hoch oben auf dem Ramm des Gebirges ragt die Ruine Pfeffingen, bald darauf erscheint zur Rechten Schloß Zwingen, bis zur großen französischen Revolution der Sitz der Landvögte der Fürstbischöfe von Basel, denen einst das ganze Münsterthal unterthan war, und deren letzter in unsern Tagen, seiner weltlichen Herrschaft längst entkleidet, im unrühmlichen Kampfe mit den Kulturbedürfnissen und Gesetzen der Gegenwart jämmerlich unterlag, belastet obendrein durch die peinliche Anklage der Veruntreuung anvertrauter Stiftungen, eine Anklage, die in den jüngsten Tagen durch Richterspruch in allen Theilen begründet gefunden worden ist. Sie transit gloria mundi.

Das irdische Erbe des Krummstabes der Fürstbischöfe von Basel an Länderbesitz hat der Canton Bern angetreten und damit seinen Antheil am Kulturkampfe übernommen und die noch schwierigere Aufgabe, eine durch die Sprache und das Glaubensbekenntniß geschiedene Bevölkerung unter einen Hut zu bringen. In Aller Erinnerung leben hier noch die Kämpfe, welche sich in der jüngsten Vergangenheit zwischen dem fanatisirt katholischen Berner Jura und den staatlichen Gewalten abgespielt haben. Bis zum Appell an den Bund, welcher die Verbannung der renitenten römischen Pfaffen aus dem Canton nach damaliger bernischer Gesetzgebung für formell unzulässig erklärte, trieb es der jähe Trotz des gläubigen Gebirgsvolkes. Da war das Regieren freilich leichter in den alten Tagen des Berner Patriciates, wo man den Verschwörern gegen die sog. Republik, den Samuel Henzi und Major Davel, das Haupt vor die Füße legte oder die Urheber staatsgefährlicher Unternehmungen „auf 101 Jahr“ verbannte, weil man sie lebenslänglich nicht ausweisen durfte. Anders wird heute zu Bern regiert. Dafür aber ist auch heute schon, trotz der heftigen kirchlichen Fehden, der französisch-katholische Jura mit Bern verwachsen, während das Waadtland und der Argau sich von der unnatürlichen Bevormundung und Vergewaltigung der Berner Oligarchen zu befreien wußten. Das fröhliche kantonale Turnfest, das eben seinen lauten Jubel und seine luftigen tannenbeschatteten und mit zahllosen Fähnchen bewimpelten „Festhütten“ vor uns

entfaltet, während wir Délemont (Delsberg) passiren, bethätigt in Wort und That den regen Gemeinsinn der jungen und alten Kantonsbürger. Von den Höhen des Berner Oberlandes und dem Plateau der Aara, auf dem die Hauptstadt sich hinstreckt, aus den einsamen Abhängen des Emmenthals und den Weingeländen und Niederungen des deutschen Jura treffen die Turner in gleicher Zahl und in gleich fröhlicher Feststimmung hier zusammen, wie aus dem Münstertal und aus Bruntrut, von der französischen Grenze her. Das prächtige Schloß der alten Fürstbischöfe blickt, von der Morgen Sonne beglänzt, von der Höhe hernieder auf die einige Freude des jungen Geschlechtes.

Die Bahn tritt nun in das eigentliche Münstertal, das größte und merkwürdigste der ganzen Jurafette. Eine Reihe enger Felsenpässe wechselt mit engen Thalkesseln. Mit Mühe hat sich an den wilden Felsengründen Tanne und Fichte Wurzel gegraben. In großartiger Wildheit erhebt sich zu beiden Seiten das felsige Gebirge zum Himmel. Gewaltige Erdererschütterungen haben einst hier den Jura vom Scheitel zur Sohle gespalten, die Kalksteinmassen senkrecht und tief zerklüftet hier aufgethürmt und der schäumenden Birs ihr dunkles hartes Felsenbett gegraben. Grüne Wiesen lachen gleichwohl oftmals aus dem Thalgrunde herauf, dazwischen behäbige Dörfer, Mühlen, Eisenhämmer. Mühsam hat sich in dem wilden Engpasse die Bahn neben dem Fluß und der Straße noch Raum für ihr Gleis erkämpft. Nur durch großartige Felsprengungen, durch kühne Viadukte und Gallerien, die in schwindelnder Höhe über das tobende Wasser oder längs der Abgründe hinführen, ist das möglich gewesen. Ueber zwanzig Tunnel passirt der Zug. In dem weitesten fruchtbarsten Thalkessel liegt das Dorf Münster. An ihm vorüber eilt die Bahn zum Ausgange des engen Thals durch einen 1373 Meter langen Tunnel, unter der alten Petra pertusa der Römer (jetzt Pierre Pertuis) hindurch; einem natürlichen, 792 Meter langen und 10 bis 12 Meter hohen Felsenthor, an welcher noch heute eine römische Inschrift (etwa von 160 nach Chr.) an der alten Grenze zwischen der helvetischen und der rauracischen Provinz des römischen Weltreiches lesbar ist. Dann umkreist die Bahn, niederwärts steigend in das breite Thal von St. Junier, in weitem Bogen Souceboz und überschreitet die Suze (deutsch Schenß), welche fortan der Bahn zur Seite bleibt und in der Nähe der Eisenwerke von Reuchenette einen prächtigen Fall bildet. Wie der Zug dann auf kühner Brücke das tiefe und wilde Bett der Suze, das Taubenloch, überschreitet, öffnet sich plötzlich dem überraschten Auge das reiche Seegelande von Biel, das Ziel der Reise, im Hintergrunde der schneeige Kreis der Alpen von den Bergen Unterwaldens bis zum Montblanc.

Niemand wird ohne tiefen Eindruck diese Bahnstrecke befahren. Auch der alte sparsame Preuße, der mir gegenüber saß und mit dem Bäderer von 1847

in der Hand nicht gerade glänzend für diese Bahnroute vorbereitet war, dagegen aus demselben die merkwürdige Neuigkeit schöpfte, daß bei der Pierre Pertuis 1843 ein Postwagen umgestürzt sei, war tief ergriffen von den Ueber- raschungen, welche ihm die Jura-Bahn geboten hatte.

Die zweite von den neuen Bahnen führt uns von Bern durch das Emmenthal und Entlibuch nach Luzern. Sie hat die langersehnte direkte Verbindung zwischen beiden Städten hergestellt. Der Reisende, der von Bern nach dem Hauptsitz des Vierwaldstättersees strebt, ist nicht mehr gezwungen, den weiten Umweg über Olten zur Bahn zu machen oder die zeitraubende, wenn auch sehr lohnende Postroute über den Brünningpaß kennen zu lernen. An landschaftlichen Reizen bietet zwar dieser Theil der bernischen Staatsbahn nicht soviel wie die Jura-Bahn, doch immerhin genug. Der Blick auf die Berner Alpen und die Stockhornkette, der am Frühmorgen im Sommer, kurz nach der Ausfahrt aus Bern, zwischen den Stationen Gümplingen und Tägertschi aus dem Waggonsfenster genossen werden kann, ist bezaubernd, namentlich wenn die Berge in so wolkenloser Klarheit strahlen, wie wir sie zu schauen das Glück hatten. Und nicht minder imposant fast sind die Gebirgsmassen, welche sich im Entlibuch, immer gewaltiger emporragend, je näher man der Wasserscheide zwischen dem Emmenthal und Luzern rückt, dem Auge bieten. Die felsigen Hintermänner des Pilatus scheinen dem neugierigen Menschen, immer fecker und höher anstrebend, den Ausblick auf diesen größten Riesen ihrer Bergfamilie ver sperren zu wollen.

Aber interessanter noch als in landschaftlicher ist die Bahn in ethno- graphischer Hinsicht. Sie öffnet zum ersten Male dem Eisenbahnverkehr jene Thäler, die Jeremias Gotthelf uns allen zu lieben Heimstätten gemacht hat. Wenige Stunden von unserm Schienenwege stand sein Pfarrsitz. Die Menschen, die hier ein- und aussteigen, mit denen wir fahren, hat er belauscht, studirt und gezeichnet, so treu und ergreifend, wie wenige Menschen vor und nach ihm ihre Mitlebenden. Der fröhliche stolze Bauerssohn, der mit klugem Lächeln in das reiche Land hinausblickt, könnte in „Michels Brantschau“ als Portrait sitzen; sein treuer Barri, der zu Gotthelf's Zeiten munter bellend ihm zur Seite auf die Kirchweih zog, trauert jetzt freilich wohl im Hundekasten. Da ist auch Uli der Knecht zu Uli dem Pachter, ja zu Uli dem Bauern längst herangereift, mit einigen scharfen Strichen im Gesicht und weit zugeknöpfter, als er in jungen Tagen gewesen, aber dafür ein weltweises und berühmtes Mannli, das auch brav Geld hat. Und selbst dich, du alter herzbewegender Schulmeister, dessen Leiden und Freuden uns so tiefe Blicke in die innerste Volksseele öffnen, wie außer dir nur etwa noch Luther und Hebel vermochten, auch dich erblicken wir hier im Bahnwagen. Dein sorgfältiges Ausschauen

nach der Gegend des „Napfes“ verräth uns, daß du dich von der unendlichen Mühsal deines Amtes erholen willst durch einen tüchtigen Marsch und freien Ausblick auf die einzige Größe der Gebirgswelt deiner Heimat.

Und neben den Menschen, die uns aus Gotthelf längst vertraut sind, ziehen an unserem Auge die Höhen und Thäler vorüber, die behäbigen Holzhäuser, Dörfer und Sennhütten, die er uns so treu und schlicht geschildert hat. Eng ist der Horizont dieser Thäler, hart und schwer die Scholle, die der Landmann zu bewältigen hat. Aber um so weiter erscheint die Welt denen, die hier aufwachsen, um so zäher und tapferer ist der Menschenschlag geartet, der diese harte Scholle zu brechen und auf dem kargen Boden der Väter Wohlstand und Behagen zu gewinnen verstand. Mit besonderer Andacht begrüßen wir Sigmund und Langnau, Dörfer nur wie die übrigen Stationen, aber die europäischen Hauptstädte der Welt Jeremias Gotthelf's.

In eigenthümlichem Gegensatz zu den Bewohnern des Emmenthals steht das Völkchen des Entlibuchs. Viehhandel und Käsebereitung bilden hier wie dort Hauptnahrungszweige der Bevölkerung; im Emmenthal kommt neben diesen weit mehr eigentliche Landwirthschaft vor, als in dem schon dem Alpencharakter sich nähernden, viel schmaleren, nur fünf Stunden langen, steileren Entlibuch. Durch körperliche und geistige Regsamkeit ist der Entlibucher ausgezeichnet und dieser Eigenthümlichkeit halber mit Recht berühmt unter den schwerfälligeren Bundesbrüdern. Wenn sein Käse bei uns bei weitem nicht den Ruf des Emmenthalers besitzt, so ist dies jedenfalls nicht die Schuld des Entlibuchers. Die Verbindung dieses Thales mit der Welt war bis zur Eröffnung der neuen Bahn nicht gerade günstig bestellt. Und wer sagt uns auch, daß der Emmenthaler Käse, den wir gläubig als solchen verzehren, gerade im Emmenthal gewachsen ist und nicht vielmehr im Entlibuch?

„Station Escholzmatt“, ruft der Schaffner. Wir haben die Wasserscheide zwischen Entlibuch und Emmenthal erreicht. Zu gigantischer Höhe thürmen sich die Berge zur Rechten. Weit zerstreut liegt das Dorf auf dem tannenbewachsenen Hügel zur Linken. Der lange Priestertalar, der dort unter den Wartenden am Perron bemerklich ist, gemahnt uns, daß wir uns in dem stockkatholischsten Theil des „Luzernerbiets“ befinden. Wenige Stationen von hier gegen Luzern zu, in Malers, wurden dem blinden Fanatismus Roms im Jahre 1847 mehr blutige Opfer dargebracht, als im ganzen übrigen Sonderbundskriege. Unter dem jetzt in französischen Diensten als General stehenden Oberst Ohsenbein hatten die Berner bei Littau, nahe Luzern, eine Schlappe erlitten, welche unter den ungeübten Truppen panischen Schrecken erzeugte. In wilder Flucht — die Kavallerie, welche die Brücke hinter Littau halten sollte, voran, hinterdrein das bischen Artillerie und ein aufgelöster Haufe Infanterie

— ergoß sich der bernische Heerhaufen, des Weges unfundig, rückwärts nach Malters. Im Dunkel kam das Gros an. Die vorausjagenden Reiter hatten durch ihren wilden Galopp besser als jeder Schlachtbericht den Bewohnern des Ortes die Niederlage und den Schrecken der Feinde verkündet. Als das Gros der Fliehenden in Malters anlangte, sperrete ein großer Heuwagen als Barrikade den Dorfsweg. Plötzlich gab es Feuer ringsum. In Haufen sank die Jugend Berns in ihr Blut. Nur der alte Berner Löwenmuth, der auf so vielen Schlachtfeldern Europas Lorbeern gepflückt hat und dem nicht am wenigsten das Meisterwerk Thorwaldsens, der sterbende Löwe zu Luzern, gesetzt ist, erzwang unter so ungünstigen Verhältnissen dennoch den Durchpaß nach der Heimat.

Wie rasch hat die Schweiz die Wunden verschmerzt, die der Sonderbunds-krieg ihr geschlagen, wie rasch des blutigen Streites vergessen! Schon 1848, inmitten der Unruhen des ganzen Kontinentes, reichten sich die feindlichen Brüder die Hand zum Bunde der Eidgenossenschaft, auf Grundlage einer Verfassung, die uns Deutschen so lange als Ideal vorschwebte, bis wir sie — man verzeihe in der Schweiz das keizerische Wort — selbst übertrafen. Denn, den müßigen Streit über die vermeintlich absolut beste Staatsform bei Seite gelassen, bietet die deutsche Reichsverfassung und =Gesetzgebung von heute der schweizerischen Bundesverfassung und =Gesetzgebung auch in ihrer neuesten Gestalt in mehr als einer Beziehung ein unerreichtes Vorbild. Ich greife nur eins heraus: das Gesetz über den Unterstützungswohnsitz. Eine tieferegreifende Scene sollte uns die Gebrechen der schweizerischen Gesetzgebung auf diesem Gebiete recht nahe vor Augen führen.

Als unser Zug in Escholzmatt hielt, lenkte das laute Jammern eines etwa siebenjährigen Knaben auf dem Perron Aller Aufmerksamkeit auf sich. Der Kleine stand vorn über gebeugt, die Hände flehentlich nach unserm Wagen ausgestreckt, in den eine Frau in Trauerkleidern soeben eingestiegen war, offenbar seine Mutter. Das Weinen des Kindes klang herzbrechend. „Gang jetzt hei(m), Seppli!“ rief ihm die Frau mit erstickter Stimme aus dem Wagenfenster zu. Der Kleine stand aber wie festgebannt und erhob wieder flehentlich die Arme nach der Mutter, in der Rechten einen Stecken, auf den er sich stützen sollte, wenn er über den Berg „hei“ ginge, und zweimal noch wiederholte die Mutter das Gebot: „Gang jetzt hei, Seppli.“ Dann brach auch sie in Schluchzen aus, indem sie auf die Bank niedersank und ihr Gesicht in den Händen barg. Sie wußte wohl, daß ihr Kind kein Heim finde, wenn er ihrer Weisung folgte. Ihr Mann war längst aus seiner Heimatsgemeinde nach dem Kanton Zürich in die Nähe von Zürich verzogen und hatte hier geheirathet. Nun war er gestorben und hatte sie mit neun Kindern allein in der Welt gelassen. Sie hatte ein Recht auf Unterstützung von Seiten der Heimatgemeinde des Mannes.

Aber diese Heimatgemeinde war nicht diejenige, in welcher ihr Mann die besten Jahre seines Lebens gearbeitet und sich nützlich gemacht hatte, sondern jenes Luzerner Gebirgsdorf, das er als junger Bursch verlassen hatte, in dem er zufällig geboren war, wo seine Eltern zufällig Heimatsrecht besaßen. Man kannte ihn dort kaum mehr, als er starb; seine Wittve und seine Waisen waren dort wildfremd. Aber das Gesetz sagte: „Das ist eure Heimat. Ihr habt keine andere.“ Diese Gemeinde allein war unterstützungspflichtig, und an sie hatte sich die Wittve mit der Bitte gewendet, ihr eine Geldunterstützung zu senden, damit sie ihre Kinder bei sich behalten könnte. Aber die pflichtige Gemeinde hatte kein Geld übrig; dagegen gab es dort Leute, die bereit waren, der Gemeinde die Last der Erhaltung armer Waisen für Geld abzunehmen. Wie die der Gemeinde lästigen und bis zum Tode ihres natürlichen Ernährers völlig unbekanntem Waisen bei solchen Leuten erhalten und gehalten werden, wie sie ihre Kindheit vertrauern müssen, wie sie aufwachsen und erzogen werden — das sind Fragen, die des Lebens tiefstem Sammer nahetreten. Der kleine Bub, der aus dem wildfremden Bauernhause, in dem er nun „dahei“ sein sollte, seine Mutter zur Bahn begleitet hatte, um sie für unbestimmte Zeit nicht wiederzusehen, hatte schon mehr als eine bloße Ahnung, wie diese Fragen beantwortet wurden. Seine kleineren Geschwister waren in den wenigen Tagen, seit sie in die Waisepflege gegeben worden waren, verlaust. Er selbst war bei Zürich schon anderthalb Jahr zur Schule gegangen! Hier sollte er auf einmal alles wieder vergessen, da er das Alter, in welchem die lieben Kinder dort oben für die Schule heranreifen, noch lange nicht besaß. In seiner Dorfschule bei Zürich hatte er, wie seine älteren Geschwister, die einfachen und kräftigen Glaubenssätze Zwingli's gelehrt erhalten. Hier hatte man ihm mit höhnißch grimmigem Blick gesagt: „Man werde ihn schon katholisch zu machen wissen.“

Lange, nachdem der Zug abgefahren war, stand der arme kleine Bursch noch da mit ausgestreckten Armen und weinte in den sonnigen Morgen hinaus.

Unsere Freude an der herrlichen Gebirgsnatur war durch die erschütternde Scene, die wir soeben erlebt und deren eben mitgetheilte Details meine Schweizer Freunde und Reisebegleiter allmählich aus der Wittve herausholten, wesentlich verkümmert worden. Selbst nicht das ungewöhnlich stark ausgeprägte bernische Staatsbewußtsein unsres Schaffners, der stolz erklärte, auch hier, auf Luzerner Biet, stehe er auf Berner Staatsboden, da er auf Berner Staatsgleisen fahre, ja selbst nicht sein zum Austausch gegen unser Kirchwasser uns gegebenes verlockendes Anerbieten, hinaus auf die hin- und herschaukelnde Rampe des Wagens zu treten, während der Zug nun in rasendem Lauf über der reißenden Emme durch Tunnels und an tiefen Gründen hin gegen Luzern hinabschoß,

vermochte uns die frühere Heiterkeit der Seele wiederzugeben. Und ich segnete die Gesetzgebung des Deutschen Reiches, die auf unserm Boden solchen Jammer unmöglich macht. S. B.

Die Geradelegung des Mississippi.

Vor zehn Monaten erst wurde die Aufmerksamkeit der Welt durch das große Ereigniß der glücklichen Sprengung des Hellgatefelsens bei Neu-York erregt, und schon wieder macht eine Arbeit eines amerikanischen Ingenieurs von sich sprechen, welche zwar nicht solches Donnergepolter in den Zeitungen erzeugt hat, wie jene, aber in ihren Folgen viel weittragender und segensreicher sein wird, als die Sprengung des Hellgate jemals werden kann. Es ist dies die Geradelegung der Mündung des Mississippi in den mexikanischen Golf, welche der Ingenieur James B. Gads zur Ausführung gebracht hat.

Wie bekannt, theilt sich der Mississippi etwa zwei geogr. Meilen oberhalb seiner Einmündungen in's Meer in drei Hauptarme. Der östliche Arm spaltet sich wieder in drei Ausmündungen, den North Pass, East Pass (Pass à l'Outre) und den South East Pass. Diese drei Mündungen des östlichen Armes haben nach dem Golf zu eine lang gestreckte Schlammbank geschaffen, welche den Eingang zu den drei Mündungen für Seeschiffe schließt; nur kleine Küstenfahrer können über sie hinwegfahren. Der südliche Arm oder South Pass war aber bisher noch weniger zugänglich, da an seiner Mündung sich eine Bank gebildet hatte, welche sogar nur den Fischerbooten die Einfahrt gestattete. Dieser Arm, welcher den kürzesten Seeweg bieten würde, wenn er eröffnet werden könnte, war außerdem an seinem oberen Ende durch eine kleine Insel und durch von Ufer zu Ufer reichende Sand- und Schlammbanken auch gegen den Strom selbst so gut wie abgesperrt. Seine Wasser stagnirten, statt durch Schiffe wurden sie durch alles mögliche Gethier der tropischen Zone belebt.

Der South West Pass war der einzige Arm des großen Stromes, welcher die Einfahrt von Seeschiffen ermöglichte, und auch er war nicht zu allen Jahreszeiten mit der Wasserfülle beschenkt, die der lebhafte Seeverkehr der Stadt New-Orleans und des ganzen reichen Mississippithals wünschenswerth erscheinen ließ. Die Regierung der Vereinigten Staaten verausgabte jährlich 100,000 bis 250,000 Dollars, um das Versanden oder besser gesagt das Ver-

55